Morgen-Ausgabe
No. 379. — 56. Jahrgang.

Berliner Volks-Zeitung

Beiblatt
Freitag, 14. August 1903

Durch die Bieselheide

und Stolper Forst.

Ein verhältnismäßig wenig begangenes Waldrevier ist die schöne, zwischen Hermsdorf und Birkenwerder gelegene Bieselheide, die wir am nächsten Sonntag besuchen wollen. Sie zeichnet sich sowohl durch schönen Baumbestand wie durch viel Unterholz (Wachholder) aus. Vom Bahnhof Hermsdorf (Vorortzug von Stettiner Vorortbahnhof) gehen wir rechts der Bahn durch das Dorf. Wir gewinnen bald die Oranienburger Chaussee und wandern auf dieser nördlich am Sandkrug vorbei und durch das alte Dorf Glienicke hindurch. Nach fünfzig Minuten verlassen wir die Chaussee rechts und gehen auf der Straße nach Bergfelde durch die schöne Bieselheide. Kurz vor der Straße Stolpe-Schönfließ können wir rechts einen Abstecher nach der reizend gelegenen Försterei Bieselhaus machen. Die Straße führt uns an der Villenkolonie Bergfelde vorbei in einer guten Stunde nach dem Dorfe Bergfelde. Von hier gelangen wir in nordwestlicher Richtung durch Wald, an der Försterei Elsenek vorbei, in einer Stunde zuletzt über die Bahn nach Dorf Birkenwerder mit stattlicher Kirche.

Durch Birkenwerder hindurch erreichen wir, den Wegweisern „Paradiesgarten" folgend, in einer kleinen halben Stunde die an der der Havel zueilenden Briese malerisch gelegene alte Untermühle, um die die Sage einen dichten Kranz gewoben hat. Auch historisch ist sie berühmt; am 22. März 1848 soll der damalige Prinz von Preußen, spätere Kaiser Wilhelm I. auf der Flucht nach England sich hier aufgehalten haben, ehe er die Reise nach Spandau fortsetzte. Gleich hinter der Mühle gehen drei Wege auseinander. Der linke führt nach Hohenneuendorf, der mittelste nach Stolpe. Wir folgen dem rechten, der sich bald als Fahrweg, bald als Fußsteig immer am Waldrande hinzieht. Zu unserer Linken bleibt der schöne, hochstämmige Wald. Rechts überblicken wir die Wiesen, durch die sich der Flußlauf der Havel schlängelt. Jenseits begrenzt die dunkle Falkenhagener Forst das Bild. Hell heben sich auf dem jenseitigen Ufer die beiden Vorwerke Hohenschöpping und Meisnershof von dem dunkelgrünen Kiefernhintergrunde ab. Unser Weg führt uns in tiefer, köstlicher Einsamkeit vorbei an der Werder-Ziegelei und der ehemaligen Stolper Ziegelei. Nach 1½ Stunden strammen Marsches haben wir die Chaussee Hennigsdorf—Tegel erreicht. Rechts winken die Häuser von Neubrück; dahinter, jenseits der Havel schaut Hennigsdorf hervor. Nachdem wir gerastet haben, wandern wir links der Chaussee auf dem schönen Waldwege durch die Stolper Heide mit ihrem prächtigen, alten Wacholderunterholz und herrlichen Gelände in 1½ Stunden nach Hermsdorf und treten von hier die Rückfahrt nach Berlin an.

Im malayischen Theater.

Von [Nachdruck verboten.]

Robert Saudek.

Es mochte neun Uhr abends gewesen sein. Inmitten der schweren Dünste von chinesischen Bratkuchen fuhren wir bei Laternenschein durch das Chinesenviertel von Penang. Hier und da flackerten grell die laut surrenden Azetylenlichter aus den Lampen kleiner Krämerläden auf und warfen ihren schmalen, scharfen Fackelschein auf die pittoreske Umgebung, aus der bunte, große Papierlaternen und hell mit Goldinschriften verzierte Haustüren auftauchten. Und dazwischen in gleichmäßiger Abwechslung Streifen von Dünsten und Düften, ein Durcheinander, bei dem Küchengeruch und Weihrauch die wichtigsten Höhepunkte bildeten.

Mit meinem Reisekameraden saß ich in einer Rickscha. Ein kleiner, dünner chinesischer Kuli war eingespannt und fuhr wie ein gelber Teufel drauf los. In Kolombo hätte ein singhalesischer Rickschahmann kaum die Kräfte für einen viertelstündigen Lauf vor einer Doppelrickscha aufgebracht. Hier aber fuhren wir schon eine volle Stunde. Neben uns eine zweite Rickscha. Ein holländischer Offizier saß drin, ein Mann, der im indischen Kolonialdienst stand und uns als Dolmetscher in das malayische Theater begleitete.

Vor einer alten Baracke steht unser Kuli. Ein armseliges, schmutziges Tor führt an der Theaterkasse vorbei in einen Hof. Durch eine Portiere aus rotweißem Flaggenstoff geht es in den Theatersaal. Ein großer, offener, hoher Raum. Das Parkett wird durch wohlgestampften Lehmfußboden ersetzt, auf dem in freien Zwischenräumen unnummerierte Stühle stehen. Ringsum im ersten Stock eine Galerie. Wir sitzen als Europäer „first class" für einen Dollar (Das Chinesenvolk da hinten in der dreißigsten Reihe in der dritten Klasse) zahlt nur 20 Cents. „Bei uns hier drüben" in Penang hat noch kein Berliner Theaterdirektor sprachliche Reformen eingeführt. Sonst hätte das kleine Chinesenmädchen dort oben in der fünften Galerierreihe das stolze Gefühl, daß sie für ihre 15 Cents ersten Rang Proszeniumsloge sitze, hier zahlt die Kleine zur fourth class.

Als Mann vom Bau sehe ich sofort, wo der Weg hinter die Kulissen führt. Man muß ja geradezu mit den Augen über die vier verfallenen Stufen stolpern, die seitlich aus dem Parkettraum in die offene Kulisse führen. Ich wage es, ohne Dolmetscher einzutreten. Mein holländischer Kriegsmann beschützt unterdessen im Zuschauerraum seine und meine Frau. Ein wohlgeschminkter Clown empfängt mich, und die Musikanten aus der rechten Seitenkulisse bilden einen Kreis um mich.

Ob ich chinesisch spreche? Nein. Malayisch etwa? Nein. Aber 37 europäische Staaten. Mein Clown spricht Pidgeon-Englisch, die Verständigungsbrücke ist geschlagen.

Ich komme vom Schiff?

Natürlich, sonst würde ich nicht wie ein närrischer Globetrotter im Tropenhelm herumlaufen.

Auf deutschem Schiff?

Gewiß doch, sonst wäre ich doch kein Theaternarr.

Die Bühne muß ehemals ein Schuppen gewesen sein. Mancherlei weist darauf hin, daß man bei ihrer Einrichtung mit der Möglichkeit einer Rückwandlung gerechnet hat. Rechts hocken die Schauspieler auf der Erde, ziehen sich an und aus und schminken sich. Ich gehe weiter. Harmlos wie ein Mann vom Bau, der nur sachliche Interessen hat. Auf einmal ein heller Aufschrei. Es mußten Raufkatzen Mägde aufgekreischt haben, als der schlammbedeckte Odysseus plötzlich aus dem Dickicht trat.

Was hat die Kleine?

„He afraid you want catch him."

O, wo werde ich kleine Mädchen fangen, die ihre Kollegen selbst für männlich halten!

Bums, ein neuer Schreck. Ich bin in dichten, schlecht riechenden Dampf gehüllt. Eine Pistole wurde abgeschossen. Hier in Penang bedeutet das soviel, wie in Reinhardts Kammerspielen das langsame Erlöschen der Seitenbeleuchtung. Das Spiel beginnt. Alles gleich mit Musik: ganz wie in der Schumannstraße. Ein kleines Harmonium ächzt und leucht, zwei Geigen kreischen, und eine von harter Chinesenfaust geschlagene Trommel gibt mit großem Bumbum den Takt. Der Vorhang erhebt sich, um für diesen Abend nicht mehr herunterzugelassen zu werden. Hier werden rasche Verwandlungen auch ohne Drehbühne ermöglicht. Szene I stellt eine mit zerfetzten Salonmöbeln garnierte Waldlandschaft dar. Oben, in einer mittleren Baumkrone, stehen die stolzen Worte: „Dieu et mon droit." Die französische Schmiere, der diese Kulissen abgekauft worden sind, muß offenbar auf sehr historisch bedeutsame Worte erpicht gewesen sein, denn auch eine der seitlichen, offenbar zu einem Salon gehörigen Kulissen trägt die Aufschrift: „L'état c'est moi."

Im Hintergrund der Bühne wird agiert. Mutter und Sohn treten auf, beide sind arme Malayen. Eine schier unfaßliche Fastenzeit liegt hinter ihnen, und es ist kein Wunder, daß ihre Stimme schwach und ihr Organ gequält klingt, wenn sie das Publikum über ihre Hungerqualen informieren. Die Mutter meint, der Junge könnte in der Penangstraße um Hilfe bitten. Der Menschenkenner im Parkett schmunzelt. Penangstraße bedeutet auf Shreyerverhältnisse übertragen „Unter den Linden". Nun frage ich den lieben Leser: Wird ein hungernder Waldmensch mit Erfolg bei den Millionären mit den steinharten Herzen und der lindenbeschatteten Aussicht betteln können? Nein, meint der Leser, er wird gar nicht vorgelassen.

Die Geschichte kommt doch anders. Zwar sind wir Wilden in Penang nicht bessere Menschen, aber wir halten eine weniger strenge Hausordnung, und so kommt es, daß arme, hungernde Malayen in unsere Paläste gelangen.

Szene II. Ein Fürst, auf dessen Gewand die Glassplitter nur so funkeln, sitzt daheim auf einem Thonet-Stuhl und liest eine Reklamebroschüre des Norddeutschen Lloyd. Das tun eingeborene Fürsten häufig, um die Langeweile zu verscheuchen. Vor ihm hockt stumm sein Hofnarr. Sein Witz scheint in der tropischen Hitze verdampft zu sein. Der Fürst schlägt ein Bein übers andere. Er hat aufgekrempelte Hosen und gelbe Schuhe. Die große über der Bühne hängende Lampe, die das Rampenlicht ersetzt, sinkt herab. Man kann den Schauspielern auf den Mund sehen, wenn sie sprechen, kurz, die szenischen Vorbereitungen sind so weit gediehen, wie wenn bei uns der Vorhang hochgeht. Vorhang plus Rampenbeleuchtung ergeben nach malayischer Theaterglechung eine Hängelampe. Unser armer Hungerkrüze erscheint. Er singt eine ergreifende Ballade. Jeder Deutsche kennt ihren Sinn. Ein gewisser Goethe hat sie dem Malayenautor vorgedichtet:

„Wer nie sein Brot in Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte . . . . . "

Der Fürst bleibt nach Fürstenart hart. Da wagt unser klapperdünner Hungersmann einen letzten Appell:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden.
Dann überläßt ihr ihn der Pein."

Das hört kein Fürst gerne, mit einem Fußtritt jagt er den Frechen auf die Straße. Weder eine Butterstulle noch Gedankenfreiheit gab er ihm. Dann wendet er sich ans Publikum und erklärt seine Handlungsweise. Die Stichhaltigkeit dieser Gründe kennen wir. Prinzipienreiterei natürlich.

Szene III. Familientag beim Senior jener Fürstensippe, der auch unser erster Fürst in der Penangstraße angehört. Den Senior möchte ich zum Erbonkel haben. Sein Gewand war noch reicher an Glassplittern, und an Sitzgelegenheiten hatte er um zwei ganze und einen wackligen Thonet-Stuhl mehr als unser erster Fürst. Ein Gast nach dem anderen erscheint. Sie warten in der linken Ecke, die als Vorzimmer gedacht ist, werden gemeldet und gehen zwei Schritte weiter. Der Zuschauer weiß nun, daß sie sich im Salon befinden, denn sonst hätte der Senior vor ihrer Anmeldung nicht an ihnen vorbeigesehen, als ob sie Luft oder vorzimmerunsichtbar wären. Mein Protektor, der Clown, mit dem Pidgeon-Englisch und den verwechselten Geschlechtern erscheint und sorgt für das Amüsement der reichen Bande. Nach der Melodie „The Bank of Monte Carlo" singt er englische Couplets, tanzt um seinen auf die Erde gestellten Spitzhut und stellt uns ein winziges Chinesenkind, das uns wiederum auf chinesische Weise unterhält, vor. Selbst eine Japanerin tritt auf. Ein jeder der drei Rassenrepräsentanten wird von seinen Brüdern im Parkett mit jubelndem Lachen begrüßt. Applaudiert wird in Penang nicht. Auch der fürstliche Familientag ist wohlgelaunt. Zwei schwere Geldsäcke sind sein Lohn an das fahrende Volk. Die Fortsetzung kennen wir bereits. Unser Waldmensch erscheint, der Mann, dem das Brot fehlt, das er in Tränen essen möchte, bettelt und wird hinausgeworfen. Die Fürsten verabschieden sich und ziehen ab. Der zurückgebliebene Diener läßt sich so recht nach Dienerart in einem Thonet-Stuhl nieder, schlägt das Bein über das und liest die Lloyddroschüre. Ganz so, als ob Wiener Stühle aus gebogenem Holz dazu da wären, die vier Buchstaben eines malayischen Dieners zu tragen.

Die letzte Szene. Dieselbe von Salonfetzen garnierte Waldlandschaft. Man kann es daher wagen, wieder hinter die Kulisse zu gehen. Die Agierenden sieht man auch hinter der Szene. Der arme, noch immer ungesättigte Sänger kommt müde über die Bühne. Ein Ziegelstein liegt ihm im Wege, er stolpert, verstaucht sich das Bein. Das ist zuviel für den Leidenden. Er verzweifelt an seiner Götter Hilfe und läßt sich, so unbedacht das auch von ihm sein mag, das Wort entfahren: „Hol' mich der Teufel!" Plötzlich wird er sich seiner Missetat bewußt. Hätte er doch das böse Wort in seinem Busen bewahrt! Umsonst. Nur seine götter- und teufelskundige alte Mutter kann da helfen. Sie eilt aus ihrer nahen Waldhütte herbei. Der Teufel kann nur durch sein eigenes Element versöhnt werden. Rasch ist ein schwedisches Streichholz bei der Hand, ein Ofen ist nicht weit, und der gute Junge soll seinen wunden Fuß in die Flammen stecken. Ich stehe dicht an der Bühne und sehe hinter der Szene, auf einem

Zeitungspapier und Waldverwüstung.

Es ist seit Jahrzehnten eine bekannte Tatsache, daß die Nordamerikaner, oder richtiger gesagt, die Einwohner der Vereinigten Staaten, mit dem Waldreichtum, den ihr Land besaß, außerordentlich unvorsichtig und verschwenderisch umgehen. Früher war es, so lesen wir in der „Umschau", an der Tagesordnung, daß ein Farmer, um sich die Arbeit des Rodens für ein paar Morgen Land zu sparen, einfach einen Wald in Brand steckte, der mehrere Gevierimeilen Umfang haben mochte. Und wenn auch eine so unsinnige Waldverwüstung heute nicht mehr vorkommt, so ist man doch auch jetzt noch trotz des bedrohlichen Zusammenschmelzens des Waldbestandes von der Sparsamkeit, die man eigentlich befolgen müßte, weit entfernt.

Ein lehrreicher Aufsatz von W. S. Rossiter in der „American Review of Reviews" behandelt die Waldverwüstung, die allein durch die Herstellung von Zeitungspapier in den Vereinigten Staaten angerichtet wird.

Zur Herstellung von Holzpapier werden hauptsächlich Fichten benutzt, die etwa zu drei Fünfteln aller Holzpapierfabrikation in der Union dienen. Schierlingstannen liefern ein Fünftel, während das letzte Fünftel hauptsächlich aus Pappelholz hergestellt wird. Die größten Waldungen aller dieser Bäume sind in der nordamerikanischen Union in den Neu-England-Staaten, in Pennsylvania, in New-York, in den beiden Virginias und in den nordwestlichen Staaten zu finden. Noch im Jahre 1867 enthielten die Waldungen der Neu-England-Staaten, New-Yorks und Pennsylvanias so viel von diesen Bäumen, daß sie bei vernünftiger Ausnutzung für alle Zeiten ausgereicht haben würden. Aber es wurde ihnen zum Verderben, daß in diesen nordöstlichen, am frühesten von einer dichter werdenden Bevölkerung bewohnten Staaten industrielle Anlagen mit besonderer Leichtigkeit und in besonders großer Zahl entstanden. Die meisten größeren Papiermühlen wurden daher in diesen Staaten errichtet.

Heutzutage weisen sie indessen Waldungen, die die genannten Bäume in wirklich großen Flächen enthielten, nicht mehr auf. Es wird den Papiermühlen hier infolgedessen schwer, sich jetzt das nötige Rohmaterial zu beschaffen, das vielmehr zum Teil von weit her herbeigeschafft werden muß. Für die Erzeugung von Holzpapier müssen daher die weiter westlich gelegenen Staaten Wisconsin, Minnesota, Michigan, Oregon und Washington das nötige Rohmaterial (Fichten, Tannen, Pappeln usw. überhaupt Bäume mit weichem Holz) nach den Papiermühlen des Ostens verfrachten, soweit nicht ähnliche Anlagen in ihren eigenen Grenzen entstanden sind; wo sich aber eine solche Mühle ansiedelt, da frißt sie den Wald um sich herum mit erschreckender Schwindigkeit auf. Selbst aus Kanada wird Holz zu diesen Zwecken eingeführt, obwohl es einem Wertzoll von 15 Prozent unterworfen ist, der für die Tonne zwischen 6,50 Mark und 20 Mark schwankt.

Aber nicht nur, daß dieselben Mengen Holz wie früher für die Papierfabrikation verbraucht werden — die Verbrauchsmenge ist sogar ganz bedeutend gestiegen. Am klarsten ergibt sich dies aus einem Vergleich der Zahlen für die Jahre 1900 und 1905, die während dieses Zeitraums eine ungeheuere Zunahme aufweisen. Ist doch der Verbrauch an Holzpapier in dieser kurzen Spanne Zeit von 3½ Milliarden Pfund auf 5½ Milliarden Pfund oder genauer um 56 Prozent gestiegen. Von dieser gewaltigen Menge kamen auf Zeitungen und Zeitschriften im Jahre 1900 etwa 1 Milliarde Pfund, im Jahre 1905 etwa 1800 Millionen Pfund; in genauer Zahl betrug die Steigerung 68,9 Prozent. Diese Steigerung ist einmal auf die vermehrte Leistungsfähigkeit der Papiermühlen zurückzuführen, die die Fabrikationsmethoden bedeutend verbessert haben. Noch vor wenigen Jahren war die höchste Leistung einer Papiermaschine 300 Fuß für die Minute bei einer Breite von 100 Inches, heute liefern die Maschinen in einer Minute 500 bis 618 Fuß Papier in einer Breite von 164 Inches. Neben die Verbesserung in der Fabrikation trat aber die Erhöhung der durchschnittlichen Auflagen der Zeitungen und Zeitschriften und endlich die gewaltige Zunahme ihrer durchschnittlichen Seitenzahl.

Worauf die außerordentliche Vermehrung des Umfanges der Zeitungen und Zeitschriften der Vereinigten Staaten zurückzuführen ist, läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen. Auch dafür zuführen ist, läßt sich nicht mit wenigen Worten sagen. Auch dafür sind verschiedene Gründe Hand in Hand. Die Zunahme des Lesebedürfnisses, die durch die Verbesserung der Volksbildung (insbesondere durch die Ausdehnung der vortrefflichen und mit reichlichen Mitteln ausgestatteten Volksbibliotheken) veranlaßt ist, mag einer der Hauptgründe sein; wer Nordamerika besucht hat, weiß, daß der Amerikaner eine wahre Leidenschaft zu lesen, hat, und daß er jede Minute auf der elektrischen Bahn, im Eisenbahnwagen usw. dazu zu benutzen pflegt. Ein anderer Grund ist die Erfindung der Setzmaschinen, die es gestatten, eine Zeitungsnummer viel schneller und mit weit geringerem Personal herzustellen als bei Herstellung des Satzes mittels der Hand. Ende der achtziger Jahre kam der Maschinensatz auf, und schon in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 waren fast alle großen Zeitungen in den Vereinigten Staaten mit Setzmaschinen versehen. Im Jahre 1900 waren etwa 4000 solcher Maschinen in Tätigkeit, 1905 sogar 6000, so daß man wohl annehmen kann, daß auch die kleineren Provinzblätter jetzt reichlich mit Setzmaschinen versehen sind.

Gewaltige Papiermengen werden von den amerikanischen Zeitungen namentlich für ihre Sonntagsnummern verbraucht. Auch die größten deutschen Zeitungen verbrauchen für ihre Sonntagsnummern nur einen Bruchteil dessen, was die Presse in Amerika dafür aufwendet. Dem Hauptblatt liegt Beilage nach Beilage bei. Politisches, Klatschnachrichten, short stories, Romane, humoristische Beilagen, Kinderbeilagen, Modebeilagen und unendliche Inseratenbeilagen folgen hinter- und durcheinander. Man hat ordentlich etwas zu tragen, wenn man eine solche Sonntagsnummer gekauft hat, die dabei doch nur etwa das Doppelte kostet wie die gewöhnlichen Nummern (meistens 10 Cents statt 5 Cents). Daß der Preis nicht höher angesetzt zu werden braucht, ist natürlich auf die Unmassen von Anzeigen zurückzuführen. Der immer wachsende Umfang der Sonntagsnummern aber wird einesteils durch diesen selben Grund erklärt, andererseits durch die Konkurrenz mit anderen Blättern. Nach der amtlichen Statistik wurden Sonntagsnummern im Jahre 1905 von 456 Zeitungen herausgegeben, und die Gesamtauflagezahl dieser Sonntagsnummern betrug 11,539,021. Der Durchschnittsumfang betrug etwa 32 Seiten. Es wurde also für einen einzigen Sonntag von diesen Zeitungen eine Papiermenge verbraucht, die genügen würde, um eine Bibliothek von 5,900,000 Bänden zu je 500 Seiten zu drucken!

Endlich kommt noch hinzu, daß selbst über diese Zunahme hinaus unnötigerweise verschwendet wird. Denn wenn Zeitungen und Zeitschriften heute dreimal mehr gekauft werden als vor 25 Jahren, und wenn ihr durchschnittlicher Umfang der doppelte geworden ist, so dürfte dies doch immer erst bedeuten, daß sechsmal mehr Holzpapier verbraucht werden müßte als im Jahre 1880. Tatsächlich soll der Verbrauch an Bäumen für die Papierfabrikation aber ungefähr das Zehnfache betragen — das heißt, es sollen im Jahre 1905 über 900 Millionen Pfund einfach verschwendet worden sein!

Daß die gewaltige Zunahme des Holzpapierverbrauchs, der auf alle diese verschiedenen Gründe zurückzuführen ist, sich jetzt auch im Preise des Papiers geltend zu machen beginnt, ist selbstverständlich. Für die Städte, in denen am meisten Zeitungen erscheinen, also für New-York, Chicago, Boston, Philadelphia und Washington, betrug der Durchschnittspreis für das Pfund im Jahre 1900 noch 1,6 Cents, 1905 dagegen bereits 2 Cents, also nach 5 Jahren 25 Prozent mehr! Die Zeitungsverleger sind daher in großer Verlegenheit, wie sie der argen Verteuerung, die für die nächsten Jahre droht, da der Raubbau die in Betracht kommenden Waldungen immer schlimmer lichtet, entrinnen sollen. Sie schlagen als bestes Mittel vor, daß der Eingangszoll für Papier und für Holz, das sich dazu verarbeiten läßt, aufgehoben werde, so daß die Wälder anderer Länder mit herangezogen werden könnten. Insbesondere ist dabei natürlich an Kanada gedacht, dessen Waldreichtum unendlich viel größer ist als der der Vereinigten Staaten. Kanada aber hat seine Wälder beizeiten durch vernünftige Forstschutzgesetze vor Raubbau geschützt. Es scheint auch nicht im geringsten zweifelhaft, daß Kanada aus demselben haushälterischen Grunde eine Herabsetzung des Papier- und Holzeinfuhrzolles in den Vereinigten Staaten mit der sofortigen Einführung eines Ausfuhrzolles beantworten würde. Die Zeitungsverleger der Vereinigten Staaten werden daher ihre Hoffnungen kaum auf eine Ausbeutung der kanadischen Wälder setzen dürfen.